

(Nachdruck verboten.)

5) Erhaltung der Kraft.

Novelle von Timm Kröger.

Als die Pferde satt waren, brachte er das Geschirr wieder in Ordnung, stieg in den Wagen und setzte sich neben Elsbe in den Stuhl.

Die Kasse dachten, nun könne man weiterfahren, und Elsbe dachte es auch, aber das war nicht nach des Kutschers Sinn.

Sie steckten tief in der Einsamkeit. Ein Volk Enten, das geschäftig auf dem Wasser schwamm, ein — weiß der Himmel, wie? — hierher verschlagener, in trällerndem Fluge vorübergehender Schmetterling brachte es den beiden in dem Kastenwagen so recht nahe.

Sie steckten tief darin, die Einsamkeit gluckte Klang- und verheißungsvoll im Wasser auf.

Wie klar der Spiegel war! Elsbe konnte sich an dem feuchtverklärten Grund nicht satt sehen, die Läufe der Schimmel sahen unter Wasser so komisch geknickt aus.

Blötzlich sagte Martin: „Nu?“

Er hatte den Kopf halblinks nach Elsbe hingewendet, er hatte schon einige Zeit so geessen, er blieb auch so sitzen und wiederholte: „Nanu?“

Und als Elsbe ihn ansah, sagte er zum drittenmal: „Nanu? Hast Du mich denn gar nicht ein bißchen lieb?“

„Nein, Du Schlingel,“ erwiderte Elsbe Wulffen, faßte ihn aber beim Kopf und küßte ihn.

„Mehr!“ befahl Martin Uhrhammer.

Da tat sie es wieder.

„Noch einmal!“ kommandierte der Artillerist.

Elsbe gehorchte, ließ ihn aber rasch aus den Armen.

„So, nun ist es genug. Nun fahr man weiter, Martin Uhrhammer. Bist ein Schlingel!“

Und wider ihr eigenes Wort kriegte sie den Schlingel noch einmal her und küßte ihn. „Döskopp,“ sagte sie, „Du bist wirklich ein guter Kerl. Und nun fahr zu!“

„So tu ich's noch nicht,“ erwiderte Martin. „Du sollst mir erst was versprechen. Und wenn Du das nicht tust, dann schmeiß ich um, mitten im Sechtfsee.“

„Du bist ja fürchterlich. Was soll ich denn versprechen?“

„Du sollst mit mir von hier weggehen — wohin, weiß ich noch nicht . . . nur von hier weg, wenn wir nicht zusammenkommen können. — Und das sollst Du mir zusagen, sonst schmeiß ich Dich ins Wasser.“

„Dann muß ich wohl „ja“ sagen,“ erwiderte Elsbe, „und ich tu es gern . . . Wenn es sein muß, gehe ich mit Dir in die weite Welt.“

Zwei Briele hatten sie noch zu passieren, es ging alles gut, und dann kam wieder Schilf. Zwanzig Schritte fuhren sie hindurch, und wieder verschüchelten sie Gründlinge und Sechste. Etwas waren sie zu weit nach rechts gekommen, aber sie gelangten auch an der gefundenen Stelle gut an Land.

Martin suchte nach einem Merkzeichen für künftige Fälle . . . „Man kann nicht wissen . . .“ Aber er fand nichts als einen Pfahl, der gleich hinter den Binsen stand und für das Vieh, wenn es hier weidete, hingeseht war, die vor Staub und Grind judende Haut zu scheuern.

Ein Damm war auch an dieser Uferseite erkennbar, hier wie jenseits führte er durch Schlagbäume und Redwerf. Den letzten Schlagbaum hatte Martin geöffnet, hatte den Wagen hindurchgezogen und den Verschluss wieder hergestellt. Er stieg aber noch nicht zu Elsbe auf den Wagen hinauf, er blieb bei den Pferdeköpfen und zeigte mit der Peitsche südwestwärts über Wiesen und über die Au hinweg nach einem blau verdämmernden Höhenzug, der zu dem Ackerfeld der heimischen Gemarkung gehörte.

„Stief, Elsbe, wer wohnt da?“

„Das, wohin Martin zeigte, sah wie ein Bauernhof aus.“

„Stief, wer wohnt da?“ wiederholte Martin Uhrhammer. Elsbe konnte sich nicht gleich zurechtfinden, war aber doch bald orientiert — lachte und sagte zu Martin:

„Du bist 'n Schlingel!“

Der Schlingel sah noch eine Weile hin und dann zu Elsbe hinauf. „Und wenn es so kommt, daß man Dich partu mit dem da verheiraten will, dann gehen wir zusammen in die Welt.“

„Dann gehen wir zusammen in die Welt.“

„Und müßten wir auch durch den Sechtfsee.“

„Und müßten wir auch durch den Sechtfsee!“ wiederholte Elsbe.

Es dauerte nicht lange, da bogen sie in die Hofstelle der Kate, die den weißen Schornstein hatte, ein.

Falkenstein gehörte zur Nachbargemeinde. Wo es lag, da hing das Koppelland, da fingen auch die Knickhagen wieder an.

Der Alte machte Augen, was da vom Sechtfsee her angerollt kam. Es war ein flinker, vom Kopf bis zu den Füßen in verschliffenes Blauleinen gekleideter, alter Mann. Das Sonntagszeug pflegte Kassen Schröder Ohm erst kurz vor Tisch anzulegen. Die Hautfarbe seines Gesichts war rot und glatt und glänzend, wie man bei alten, gesunden, mageren, von der frischen Luft ausgedörrten Leuten sieht.

„Hi, hoi!“ Und er lachte und rieb sich im Lachen die Hände. — „Wer kommt da? Das ist ein Durchbrenner. Wer durch den Sechtfsee schwimmt, will weiter. Und allein in die Welt, das taugt nicht. Deshalb hat er sich „was Junges“, was Heißes mitgenommen. — Ja, ja, ich sag . . .“

Er riß das Dielektor auf und rief ins Haus hinein: „Stine . . . dor sönd Främm . . . mohl flink poor Kaffebohnen hör. — Stine, poor Bohn!“

Drittes Kapitel.

Wolken und Gespenster.

„Belmal to gröten vun Hans Jäger un Fru op Büngerhof un ji möchen allosam kom un liit Jort bi em verteern. — Un Sönddag flok beer geit los. Un Schneider Nehm spelt de Biggeline. — Un dat is wegen dat Schipp un wegen dat Dad. Un Hans Jäger un Fru bedankt sik of na belmal.“

Es war Herbst geworden, und Hannes Sah bat zu dem „Jort“ um, das Hans Jäger der Dorfschaft für das Dachfahren gab.

Er hatte im Frühling des vergangenen Jahres Blitzschaden erlitten, hatte ein neues Haus gebaut, es, wie üblich, mit dem in den Eidersümpfen von Pahlhude und Welbe wachsenden Dachreth gedeckt und die Ware auf dem Wasserwege erhalten. Die Dachstelle war eine kleine Stunde von Büngerhof entfernt, der Schiffer mußte in vierundzwanzig Stunden, wie er sich ausdrückte, „lerrig“ (leer) sein; das konnte Hans nicht allein zwingen, da war Not an Mann; da ist nach altem löblichen Brauch das Dorf hinzugefahren und hat Dachreth gefahren. Dabei fällt keinem ein, zu fragen, ob es in seiner Schuldigkeit liege. — Solche Kleinigkeit! — Es ist eine Art Fest, man triffst sich, es gibt viel Schnad und viel Spaß und viel Geschichten, und später, wenn das Haus mal fertig ist, dann folgt das kleine Gelage, „das Jort“ mit Branntwein und Bier und Tanz auf dem Hof.

Hans Jäger war im vorigen Jahr spät mit dem Bau fertig geworden, da hatte es nicht gepaßt, aber heuer, wo die Ernte beseitigt ist, wenigstens zum größten Teil beseitigt ist, heuer bei dem Wetter, wie es auf Feld und Au liegt, da gibt er gern das übliche Jort, und der alte Hannes Sah macht sich fein und „bittet um“.

Was ist Großes dabei, wenn Hannes umbittet? Und doch liegt eine Art Erhabenheit auf dem Augenblick. Es ist in Haus und Scheune schon lange davon gesprochen worden, wieder steht ein Tag der Losgebundenheit in Aussicht. — Es ist keine Kleinigkeit, sich das von Hannes Sah bestätigen zu lassen. Vor den Küchentüren und Dielektüren reden Mägde und Knechte die Fälle, junge Leute stehen da, in denen ein Halleluja nachklingt, wenn Hannes Sah sein Sprüchlein auffagt.

Und es kam, wie zugesagt worden war; nur der Geigenstrich fehlte, denn Schneider Nehm hatte das kalte Fieber bekommen. Müßig hing die Biggeline in der Schneiderstube, dafür zog der Rademacher Hinrich Brandt die Register seiner Harmonika. —

Martin und Elsbe waren beide da, aber es stand eine

Wolke zwischen ihnen. Elsbe war wieder in Eifersucht. Einige Tage vor dem Fest hatte Martin zu Dora Pahl geschickt, weil ein Rademädchen fehlte, und war dann mit ihr zusammen auf einem Stribrett hinunter nach den Wiesen zum Grummet gefahren. Und unglücklichweise war Elsbe Wulffen ihnen in den Weg gelaufen. Und wenn Elsbe Wulffen den Wagen auch scheinbar gar nicht gesehen hatte, so mußte Martin doch gleich, was die Glode geschlagen habe, und daß Elsbe auf Hans Jägers Fott den dummen Schneiderjungen gegen ihn aufspielen werde.

Martin saß oben auf der Diele und paffte Zigarren und sah dem Tanzen zu. Dora Pahl kam und wollte ihn zu einem Popsa verleiten; eine innere Stimme rief Martin: „Tu es, ärgere Elsbe, wie sie dich ärgert.“ Er überwand es aber und lehnte ab. Dabei dachte ihm die hübsche glatte Dora, wenn er sie ansah, eine Schlange im Paradies, und die Paradieseschlange lachte und erwiderte: „So, min Jung, Du wullt ni — denn blew man sitten.“

(Fortsetzung folgt.)

Albanesisches.

Albanien ist eines der merkwürdigsten und zugleich unbekanntesten Länder Europas. Es ist das alte Illyrien, ein in sich abgeschlossenes Ganzes, ein Land voll tiefer Schluchten und Täler und hoher, unzugänglicher Gebirge, voll undurchdringlicher, von wilden Tieren bewohnter Wälder. Die Albanesen vereinigen in sich auf eine eigentümliche, fast wunderbare Weise eine gewisse Wildheit mit Vorzügen der Zivilisation. Das albanesische Volk ist ebenso alt wie das griechische, wenn auch der Ursprung beider sich im tiefsten Dunkel verbirgt. Die albanesische Sprache ist eine Mischung der slavischen, fränkischen und griechischen und doch keiner von ihnen ähnlich; sie ist harmonisch und wohlklingend, einfach und kurz.

Die Geographen von Beruf mühen sich seit langen Jahren ab, Albanien ethnographisch und geographisch in feste Begriffe und Umgrenzungen zu bringen. Es wäre vergebene Mühe, diesen Untersuchungen auch nur in ihren Grundzügen folgen zu wollen; wir beschränken uns deshalb darauf, zu sagen: Albanien ist das die türkischen Vilajets Skutari, Janina und Teile von Kossowo und Monastir umfassende Land, in dem die Hauptmasse der Albanesen wohnt (1 115 000), während etwa 800 000 sich über die Balkanhalbinsel, über Kleinasien, Sizilien, Slavonien, Bessarabien, Italien usw. zerstreut angesiedelt haben. Uebrigens nennen sich die Albanesen selbst Schkipetaren, d. h. Felsbewohner und zerfallen in zwei Stämme, die Tosten im Süden und die Glegen im Norden. Beide Stämme leben in tödlicher Feindschaft und können sich untereinander kaum verständigen.

Der Albanese ist arm, er ist rachsüchtig bis zu tierischer Wildheit, aber doch in einem solchen Grade gastfreundlich, daß er selbst seinen Feind, solange er ihm als Gast nahe ist, als heilig betrachtet. Wenn der Türke es liebt, seine Tage in Nichtstun unter Wohlgerüchen und sinnlichen Genüssen hinzubringen und der Grieche nachdenklich und schwermütig den Schatten des Lorbeers sucht, stürzt sich der leichtbewegliche schnelle Albanese — die Flinte über der Schulter — in die Berge, kämpft er halbnaakt, beschränkt sich auf seine einfache Nahrung, schläft im Freien auf dem Erdboden und fällt mannhaft für sein Volk. Der Albanese ist ein hochherziger Räuber, er verkauft sein Blut teuer, aber er schon es auch nicht, denn Vaterlandsliebe und materieller Ehrgeiz finden in den Tiefen seines Herzens einen lauten Widerhall.

Obgleich Albanien dem äußeren Schein und der Form nach der türkischen Regierung untertänig ist, steht es doch stets kriegsbereit da, sie zu bekämpfen und sich frei zu machen. Wiewohl es der Türkei zinspflichtig ist, genießt das Land doch einige besondere Freiheiten und Vorrechte, die ihm zu verschiedenen Zeiten von den Sultanen zugestanden worden sind. Wiewohl ein großer Teil der Albanesen in früheren Jahrhunderten gezwungen ward, den Islam anzunehmen, so hassen und verachten diese mohammedanischen Albanesen doch die Türken, und als der griechische Freiheitskampf ausbrach, nahmen sie tapfer an ihm teil und kämpften für die Freiheit der griechischen Christen.

Sitten und Gebräuche der Albanesen, wie ihre Kleidung, wie sie selbst und das Land und seine Berge erinnern in vielen Stücken an Schottland. Wie dieses, so wird auch Albanien in Stämme oder Clans eingeteilt, die unter besonderen, dem Sultan tributpflichtigen Häuptlingen stehen. Wie die Schottländer, so haben auch die Albanesen gewisse geheimnisvolle Vorstellungen und Ueberlieferungen von ungewissem Ursprung, und obgleich viele von ihnen den Glauben Mohammeds bekennen, haben sie doch auch ihren besonderen Olymp, ihre Lokalgottheiten, Schicksalsgöttinnen und Zauberrinnen. Die Schicksalsgöttinnen sind gute Geister, die in Wäldern und Quellen wohnen und des Nachts auf Kreuzwegen ihre Tänze halten; dogegen sind die Zauberrinnen oder Hexen grundböse allmächtige Weiber, die die Quellen vergiften, das Schicksal der Mädchen erforschen und die Treue der Ehegatten verwirren. Die wilden Tiere, die in Albanien heimisch sind, sind nach Meinung

der Jäger die aus dem Paradiese des Propheten vertriebenen Seelen, die unter der Haut eines Wolfes oder Bären die Sünden büßen, deren sie sich früher schuldig gemacht hatten.

Die Lage der albanesischen Frauen ist unerträglich, und aus dieser unerträglichen Lage heraus ist auch die merkwürdige Erscheinung des Virtschentums (Mannweibertums) zu verstehen. Der Stabsarzt Dr. Schulz hat diese eigentümliche Einrichtung an Ort und Stelle studiert, und es sei in gedrängtem Auszuge mitgeteilt, was er mit vielen Mühen über diese wohl 600 Jahre alte Sitte erfahren hat.

Das Virtscentum besteht darin, daß eine durchaus normal gebildete Frau durch die mit ausdrücklicher Erlaubnis des Vaters vor der erwachsenen männlichen Sippe abgegebene Erklärung: nicht heiraten und eine Virtschen werden zu wollen, gewisse Vorrechte erhält, die dem sonst verachteten Weibe vorenthalten werden. Außer einem gewissen Erbrecht genießt die Virtschen das männliche Vorrecht, Waffen tragen und Rämmerkleidung anlegen zu dürfen. Von diesem sonderbaren Vorrecht machen jedoch verhältnismäßig wenige Gebrauch. Unter den etwa 200 Virtschen, die in zehn Pfarreien der verschiedenen Stämme gezählt werden, nur 10 bis 15. Alle anderen tragen Frauenkleidung und zeichnen sich nur durch ein besonderes Kopftuch von weißer Farbe aus. Während für gewöhnlich nach dem Tode des Vaters der älteste erwachsene Sohn und bei dessen Minderjährigkeit der älteste männliche Nutsverwandte des Verstorbenen das Oberhaupt der Familie wird bezw. es bis zur Volljährigkeit des ältesten Sohnes bleibt, kann eine Virtschen Haupt der Familie werden, wenn sie volljährig ist und beide Eltern tot sind. So ist dies der Fall mit Zupp-Daschia vom Stamm der Gotti in Kapscha. Zupp heißt Räuberbandit und Daschia Bod. Zupp-Daschia wird von jedermann mit diesem Spitznamen gerufen. Sie hielt tapfer das Antwesen zusammen, plagte sich ehrlich von früh bis spät, erzog und verheiratete ihre beiden jüngeren Brüder und wird von jedermann im Stamme respektiert. Mit dem Tragen der männlichen Kleidung übernimmt die Virtschen auch die männliche Arbeit, dazu gehört außer Pflügen, Maisbaden usw. auch der Kampf für den Stamm und die Ausübung der Blutrache.

Allerdings gilt den Virtschen gegenüber der Grundsatz „Blut um Blut“ nicht. Ein Weib zu ermorden, ist eine große Schande, während Männer in der Fehde zu töten recht und billig ist, ja sogar als Pflicht angesehen wird. Vielsach bilden geringfügige Ursachen die Veranlassung zu einem Morde. Ein Streit beim Kartenspielen oder ein Anrempeln im Bazar genügen oft, daß ein Mann einen anderen totschießt. Aber damit endet die Geschichte noch nicht, denn jedes Mitglied der Familie des Ermordeten ist durch Ehre und Pflicht gebunden, den Mörder aufzusuchen und niederzuschießen, wo er ihn auch immer finden mag. Kann er den wirklichen Mörder nicht finden, so muß er dessen Bruder, Sohn oder nächsten Verwandten umbringen, und hat er auf diese Weise den Mord geküßt und dem Geiste des Erschlagenen Ruhe geschafft, so geht das Recht der Blutrache wieder auf die Familie des ursprünglichen Mörders über, und diese lauert nun einem von dem feindlichen Clan auf oder wählt am liebsten einen einzigen Sohn oder den Mann, dessen Tod der Gegenpartei den größten Kummer und das meiste Unglück zufügen kann. So vererben sich die Blutrachen und die blutigen Fehden von einer Generation auf die andere, und die ursprüngliche Ursache mancher von ihnen verliert sich im Dunkel der Vorzeit.

Die Albanesen sind im allgemeinen sehr unwissend, aber sie haben ihre Rhapsoden oder Barden, die auf den öffentlichen Wegen umherziehen, die Taten der Väter und ihre göttliche Abkunft besingend. Nichts ist interessanter und zugleich einfacher als diese Gesänge, die, aus ältester Zeit stammend, von Mund zu Mund gehen und, durch die Ueberlieferung geheiligt, als eine Quelle der wunderbaren Geschichte des Landes angesehen werden müssen. Kommt man z. B. nach Skutari, so kann man dort ein solches Lied hören, das von der Gründung dieser Stadt handelt, die nach göttlichem Ratsschlusse auf übernatürliche Weise erfolgt sein soll. Eine Schicksalsgöttin wies drei Brüder — Skand, Ali und Amkla — die auf dem Schwarzen Meere (Montenegro) wohnten, an, nach Sethiniah (Athien) zu ziehen, sich dort Weiber zu holen, die Sitten und Sprache des Landes zu studieren und dann, nach ihrer Heimkehr, den Ort Skutari zu bauen (und zwar auf der östlichen Seite eines Sees, den die Göttin bezeichneter) und innerhalb dieses Ortes alle Umwohnenden zusammenzurufen. Also geschah es auch. Während aber die Mauer aufgeführt ward, ließ sich eine Stimme vernehmen, die verlangte, daß unter dieser Mauer auch eine der Frauen jener drei Brüder begraben werde, die bereits Mutter sei, dafern sie wünschten, daß Skutari fort und fort bestände, daß es ewige Dauer habe und daß seine Mauern von Fremden niemals zertreten, sie selbst von ihnen nicht verachtet würden. Das Los fiel auf die Frau Skands, namens Encharis; allein damit das Kind, das sie vor kurzem geboren hatte, nicht mit fremder Milch genährt werde, ward eine lange Röhre von der Haut eines Bodes gefertigt und an die Brüste der Frau gelegt; auf diese Weise wurde das Kind zwei Jahre lang genährt, und die Mauer ward vollendet. Als aber das Kind entwöhnt ward, gab die Röhre statt der warmen und nährenden Milch wie durch ein Wunder reines, süßes Wasser, das noch heutigen Tages hervorquillt. So verwandelte die guten Geister die mutige Mutter in eine Quelle, deren Wasser nach den Rhapsoden Albaniens die wunderbarsten Eigenschaften besitzt. Es ist interessant, daß der Glaube, daß Bauen

durch Einmauern eines Menschen gestützt und gesichert werden müßten, nicht bloß unter den Albanen besteht und in ihren Volksliedern sich ausspricht, sondern daß man dem nämlichen Glauben auch in Serbien, Rumänien und Griechenland begegnet und ihn dort in mancherlei Volksliedern ausgesprochen findet.

Im Märkischen Museum.

4. Berliner Innungswesen.

Es versteht sich von selbst, daß das Berliner Innungswesen nicht auf eine Geschichte zurückblicken kann, wie sie die bedeutenden Städte des Mittelalters aufweisen. Berlin war bis zum 30jährigen Kriege eine Kleinstadt, die mit den süd- und mitteldeutschen Städten nicht in Wettbewerb zu treten vermochte. Fast bis zum Ende des 18. Jahrhunderts hat Berlin den Charakter als Provinzialhauptstadt, die nur das Zentrum für die Mark Brandenburg bildete, bewahrt. Wenn demgemäß auch das Innungswesen in Berlin irgend eine ausschlaggebende Bedeutung nicht erlangt hat, so spiegelt es doch im Kleinen die wirtschaftliche Entwicklung vom Mittelalter bis zur Neuzeit wieder: ein Bild, das noch dadurch an Interesse gewinnt, daß es bezeichnende Schlaglichter auf die vielgerühmte Liebe der jeweiligen Landesfürsten zu ihren Untertanen wirft.

Ebenso wie in den meisten übrigen deutschen Städten liegen auch die Anfänge des Berliner Innungswesens ziemlich im Dunkeln. Jedoch dürfen wir mit Sicherheit annehmen, daß die Gewerbe sich auch hier schon sehr früh, wenn auch anfangs nur lose, zusammenschlossen. Vielleicht trug dazu ein rein äußerliches Moment ganz besonders bei: das Zusammenwohnen der einzelnen Verufe in bestimmten Vierteln oder Straßen. Den Handwerkern wurden im kommunalen Interesse feste Wohnplätze zugewiesen, z. B. den Gerbern des Geruchs, den Schmieden der Feuergefährlichkeit wegen. In Berlin sind allerdings nur geringe Erinnerungen an diesen Gebrauch erhalten in Namen wie Weber-, Fischer-, Scharren- (Fleischerläden-) Straße.

Aus losen Vereinigungen wurden bald Interessenverbände, die aber zuerst obrigkeitlich nicht anerkannt wurden. Zum ersten Male werden in der sog. Frankfurter Urkunde von 1253 in Berlin erwähnt: eine Wädergilde, deren Obermeister von den Ratsmännern eingesetzt wurde, eine Gilde der Tuchmacher, der Schmiede, Knochenhauer (Schlächter) und Schuhflüder; es sind die wichtigsten, unentbehrlichsten Gewerbe, die hier vertreten sind. Die Anerkennung der Zünfte und ihrer Privilegien erfolgte erst später, die der Wäder 1272, der Kürschner 1280, Schuster und Schuhflüder 1284, Schneider 1288, Weber 1289, Knochenhauer um 1300. Damit eine unliebsame Konkurrenz ferngehalten werde, war die Aufnahme in die Innung mit hohen Kosten verknüpft; sie betrug z. B. bei den Wädern 6 Schilling, nach heutigem Gelde etwa 50 M., von denen die eine Hälfte in die Stadtkasse floß, die andere der Innung zufiel. Schuster bezahlten 3 Schilling an den Rat und 6 Schilling weniger 4 Pfennig an das Gewerk.

Die Anerkennung der Zünfte vollzog sich in dem Maße, wie sie der Stadt unentbehrlich wurden; das Handwerk erhöhte den Reichtum der Stadt, und vor allem sicherte es sie — da sämtliche Handwerker zu Kriegs- und Wachdiensten verpflichtet waren — in jenen unruhigen, rauflustigen Zeiten vor den Feinden.

Das Stadtrecht lag damals fast ausschließlich in den Händen von Patriziern, alteingesessenen Bürgern, denen der Grund und Boden gehörte und die den Handwerker nicht für ebenbürtig hielten. Von den Berliner Patrizierfamilien des 13. Jahrhunderts verdienen besonders die Plantensfelde, Wögow, v. d. Riesen Erwähnung. Aus der Mitte der Patrizier wurden jedes Jahr Ratsmänner gewählt, die nach Ablauf ihrer Amtszeit ihre Nachfolger selbst ernannten. Daß diese Geschlechter vor allem ihr Familieninteresse vertraten, ist nicht zu verwundern. Je mehr aber die Zünfte ihrer Machtstellung und ihrer sozialen Bedeutung sich bewußt wurden, desto mehr tritt bei ihnen das Bestreben hervor, in die patrizische Elitenwirtschaft Breis zu legen, desto dringender fordern sie die Demokratisierung der städtischen Verfassung. Im Jahre 1375 werden zum erstenmal von der Gemeinde gewählte Stadtverordnete neben den Ratsmännern erwähnt, und 1381 setzten es die vier bedeutendsten Gewerke (Wäder, Schlächter, Schuster und Tuchmacher) durch, daß ihre Obermeister an den Versammlungen der Ratsmänner teilnahmen. Nun verlangten die geringeren Gilden der Schmiede, Harnischmacher, Sporer, Schwertfeger, Wöttcher usw. ebenfalls den ihnen gebührenden Anteil an der Stadtverwaltung. Aber sie kamen bei den vier genannten Gewerken böß an. Diese verbanden sich mit ihren früheren Feinden, den Patriziern, gegen das „niedere“ Handwerk. Es war gerade die Zeit, da der erste Hohenzoller in die Mark kam. Das Hauptbestreben der damaligen Fürsten ging dahin, die Selbständigkeit der Städte zu brechen und deren Reichtum in die eigene Tasche zu leiten. Die märkischen Städte erkannten wohl die Gefahr und schlossen 1432 zu ihrem Schutze einen Bund, der wohl einen kräftigen Rückhalt gegen die fürstlichen Herrschaftsgelüste hätte bilden können, wenn ihn nicht innere Kämpfe ohnmächtig gemacht hätten. Die demokratischen Elemente, die niederen Innungen der vereinigten Städte Berlin-Köln, riefen zur Schlichtung dieser Kämpfe den Hohenzoller Friedrich den Eisernen an, der den Zwist klug bemühte und — scheinbar auf Seite des Volkes — die aristokratische Verfassung stürzte: es sollten Rats-

männern auch aus den Reihen der „gemeinen“ Bürger gewählt werden, aber — vorbehaltlich seiner Bestätigung! Dem Demokraten stattete der Markgraf seinen fürstlichen Dank zum Ueberflus noch dadurch ab, daß er die Patrizier zu gewinnen versah und dafür sorgte, daß die einflussreichsten Stellen in deren Hände kamen. Auf Verlangen der aufeinander eifersüchtigen Zünfte trennte er nach dem bewährten Wahlspruch „Teile und herrsche“ die beiden Städte Berlin und Köln, und um diese Trennung auch äußerlich und strategisch festzulegen, ließ er sich von beiden Städten einen Platz zur Erbauung einer Zwingersburg — des heutigen Schlosses — abtreten. . . .

War so äußerlich die Macht der Zünfte gebrochen, so wurden sie in der nachfolgenden Zeit auch noch in eine vernichtende wirtschaftliche Krisis gerissen. Der Handel umging die märkischen Städte; die Fürsten bezogen — wie stets — ihren Bedarf hauptsächlich vom Auslande; das Absatzgebiet für die Erzeugnisse des städtischen Handwerks war sehr beschränkt. Es galt also, Ueberproduktion und allgemeine Verarmung zu verhindern. Das geschah durch den Zunftzwang, Monopolisierung der einzelnen Gewerbezweige, Beschränkung der Anzahl der Meister und Gesellen. Hinzu kamen die Schrecken des 30jährigen Krieges — und Mitte des 17. Jahrhunderts war das märkische Handwerk fast vollständig ruiniert.

Nun brauchten aber die Fürsten, vor allem der „große“ Kurfürst und seine Nachfolger für ihre kriegerischen Unternehmungen und für Instandhaltung eines stehenden Heeres große Summen, die natürlich in der Hauptsache den Städten ausgebüdet wurden; denn mit den Junkern verdarben es die Hohenzollern von jeher nicht gern. Die Fürsten waren also am Reichtum der Städte sehr interessiert, und dieser basierte fast ausschließlich auf der Gewerbetätigkeit ihrer Bewohner. Je mehr Handwerker, desto mehr produziert, und jeder vermehrte Umsatz hatte auch eine Erhöhung der Staatseinnahmen zur Folge. Voraussetzung war, daß für die gewerblichen Produkte neue Absatzgebiete erschlossen wurden; das geschah durch Kolonisation des Landes mit fremden Bauern, die in dichtbesiedelten Städten auf regere Abnahme ihrer Erzeugnisse rechnen konnten. Hinzu kam eine Sperrung der Grenzen gegen Export und Import, um eine erneute Blüte der Gewerbe künstlich hervorzuheben. Diese Art Industrie setzte aber eine Durchbrechung der altjunkerischen Prinzipien voraus, die ja die Ausdehnung des Handwerks beschränkten. Mit der Ueberwindung dieser alten Zünfte ist die zweite Hälfte des 17. und die erste des 18. Jahrhunderts angefüllt. Die Fürsten begünstigten den Großbetrieb gegenüber dem Kleinhandwerk und die Entstehung neuer Zünfte, die sich im Gegensatz zu den alten bildeten. Der große Kurfürst erteilte Konzessionen an Handwerker freihändig und außerhalb der Zünfte und setzte es durch, daß eine ganze Anzahl bis dahin für unehrlich gehaltene Verufe in die Zünfte eintreten konnten. Schließlich erhielt die alte Zunftorganisation (1732—1736) den Todesstoß durch die „Generalprivilegien für alle preussischen Zünfte“. Diese beseitigten den Zunftzwang und die Beschränkung der Meister- und Gesellenzahl, setzten das Meistergeld auf ein Minimum herab und legten den Grund zur Hausindustrie, indem sie dem Handwerker gestatteten, für einen anderen oder für einen Kaufmann zu arbeiten. Dem Bedarf an Arbeitskräften kamen sie auch durch Erlaubnis der Frauenarbeit entgegen, die in den meisten Zünften vorher verboten war.

Da nur eine konstante Produktion einen regelmäßigen Gewinn gewährleisten konnte, zielten die neuen Bestimmungen vor allem darauf hin, Störungen im Reime zu ersticken. Diese Störungen hätten in erster Linie von den Gesellen, den unselbständigen Gehilfen der Handwerker, kommen können, die vielleicht auch an dem Gewinn partizipieren wollten. Die Gesellschaft war damals vorzüglich organisiert. Sicherlich auch in Berlin seit dem frühen Mittelalter; denn bereits 1331 wurden die Privilegien der Gesellschaft der Wollen- und Leineweber bestätigt, die unter andern ein Verbot der Arbeit bei Licht und am Sonnabend nach dem Weiperläuten enthalten und die die Arbeitsvermittlung sowie die Entscheidung darüber, ob der Geselle berechtigt gewesen sei, wider die Ordnung aus der Arbeit zu treten, in die Hand der Gesellschaft legte. Die durch Solidarität und Wohlloft festgefügte Macht der Gesellenorganisationen machte den Meistern häufig schwer zu schaffen. Gegen diese Macht richteten sich daher auch die „General-Privilegien“: die Verbandslisten, die „schwartz en Tafeln“ mit den Listen der hochotierten Meister, die Gesellenbriefe (Organisationsmitgliedsbücher) wurden vom Staat konfisziert, und für alle Gesellen ward als Legitimation die „Kundtschaft“ — ähnlich den heute noch bestehenden Dienstbotenzugnissen — eingeführt. Die frühere Kampforganisation war so in der Wurzel zerstört, und in den nächsten hundert Jahren hören wir kaum etwas von Streiks und Lohnbewegungen. Als traurige Reste blieben nur einige dürre Privilegien und ein lächerliches Zeremoniell. Auch die künstlich aufgepöppelten neuen Handwerkerzünfte brachen kläglich zusammen, als 1810 durch Napoleon die Öffnung der Grenzen erzwungen und den fremden Industrien der Zugang erschlossen wurde. Heute hat das Berliner Handwerk nur noch verschwindende Bedeutung, der Großbetrieb zermalmt auch hier immer mehr die letzten Reste des Handwerks, und was noch bei offiziellen Gelegenheiten, Fürstenempfangen u. dgl. von zünftlerischen Reliquien zu sehen ist, das hat nur noch im Museum einen Sinn, nicht mehr in dem Lichte modernen Lebens.

Das Märkische Museum bewahrt eine ganze Anzahl Erinnerungen an das historische Zunfttlerum. Allerdings keine Erinnerungen aus der ersten Blüte des Berliner Zunftwesens, aus der uns überhaupt wenig erhalten ist. Mit ein paar Ausnahmen — in der Vorhalle ein Gewerkschild der Spandauer Schmiedeinnung, im großer Hof ein schmiedeeisernes Herbergsgeschild der Berliner Tuchmachergesellen — sind alle hierher gehörigen Gegenstände im Saal 46 untergebracht. Nur wenige stammen aus dem 16. und 17. Jahrhundert, die meisten aus dem 18. und 19. An den Seitenpfeilern sind die Herbergsgesellen der verschiedenen Gesellschaften angebracht, so das der Maurer von 1793 mit zwei Gesellen in eigentümlicher Tracht, den Degen an der Seite, dazwischen Winkel, Zirkel, Kelle, Hammer und Sentbleikleine; der Zehnder Schneider; der Zimmergesellen (1821); der Wäder; der Zücker und Weber und der Garnmacher; beide mit einem aus Weber-Schiffchen gebildeten Dreieck als Abzeichen. Etwas moderner mutet uns schon ein Schild an — am 3. Fenster links —, das zwei verschlungene Hände und die Inschrift aufweist:

Es lebe die Papiermachergesellschaft.
Seid uns willkommen Ihr fremden Papiermacher.
August Weiß, gewidmet, den 1. Mai 1849.

Bei öffentlichen Aufzügen erschienen Zünnungen und Gesellschäften mit Fahnen oder besonderen Abzeichen und in einer besonderen Tracht: rein äußerliche Privilegien, an denen sie um so mehr festhielten und die sie um so mehr betonten, je mehr sie selbst an wirtschaftlicher Bedeutung verloren. Außer verschiedenen Gewerkschaften älteren und neueren Datums sind über den beiden Wand-schränken noch die Abzeichen der Sattlergesellschaft aus den Jahren 1730 und 1840 angebracht. Maurer in der Gesellentracht zeigt das oben erwähnte Herbergsgeschild, und wie eine komische Maskerade muten einen die beiden farbigen Porträts am zweiten Fenster links an, die Herrn J. G. Lehmann, Meister des Maurergewerks, in seiner Uniform — bärenmützenähnliche Kopfbedeckung, Degen, Epaulettes und Schärpe, einmal blau, das andere Mal blau-rot-blau — bei förmlichen Einholungsfeierlichkeiten der Jahre 1838 und 1840 darstellten. Aus den Zunfthäusern und Herbergen selbst sieht an den beiden Langseiten des Saals eine Anzahl sogenannter „Laden“ verschiedener Gewerke, d. h. Truben, die das Gewerksbuch mit den Artikeln und Statuten (ein Stammbuch des Berliner Züchergewerks 1637/1828 auf dem Mittelstück), Dokumente, Urkunden, Siegel und die Hauptkasse enthielten. Die Lade wurde teils in der Herberge oder dem Zunft-hause, teils bei dem Obermeister aufbewahrt und war sozusagen das Heiligum, der Mittelpunkt des ganzen Zunftwesens. Die Lade durfte nur bei Anwesenheit sämtlicher Mitglieder geöffnet werden, und Verhandlungen konnten nur bei geöffneter Lade stattfinden. Bei den Zusammenkünften der Meister und Gesellen wurde stark potuliert; davon zeugen die zahlreich ausgestellten Widmungs- und Willkomm-polale, jene in den Wandschränken aus Silber, Zinn, Glas oder Stein gut mit den Emblemen des Handwerks, diese auf dem Mittelstück, überreich mit Widmungsschildchen und Schaumrängen behängt. Einer davon trägt die niedliche Inschrift:

„Sterben ist mein Gewinn,
Leben erhält die Kasse.“

Besonderes Interesse verdienen noch zwei Meisterbriefe für Maurer und Zimmerer, von Adolf Menzel 1835 entworfen und lithographiert. Das Handwerkerleben ist hier mit so unvergleichlich künstlerischer Originalität, mit so fröhlichem Humor dargestellt, daß man sich an diesen beiden Schöpfungen des Meisters kaum sattsehen kann: bei den Zimmerern Fällen des Stammes, Zurichten, Aufrichten des Hauses, im Vordergrund das Nichtfest; bei den Maurern Freud und Leid der Wanderschaft, Willkommtrunk, Grundsteinlegung; dazwischen auf beiden Bildern Berliner Ansichten und als Umrahmung in holdem Verein Bohrer, Meißel, zersprungene Wecher, Hüte, Tabakspfeifen, Bierkrüge, Maurer-pinsel, Wiber (als Baukünstler!), Häßer und Gumpen. eg.

Husländische Bäume.

Von ausländischen Bäumen, die sich bei uns ansässig gemacht haben und unseren schönen einheimischen Laubbäumen vielfach den Platz streitig machen, sind, so schreibt uns der Dürerbund, besonders drei zu nennen: die Koffkastanie, die Platane und die Akazie. Gewiß sind alle drei wirklich schöne Bäume, aber sie etwa als Ergänzung unseres eigenen Baumreichtums anzusprechen, das würde doch nur bedingt zutreffen, sie also überschätzen heißen; vor allem deshalb, weil sie aus dem Charakterbilde, das unsere Bäume der deutschen Landschaft verleihen, gründlich herausfallen. Und das liegt nicht nur in ihrem pomp-haften Auftreten, nein, ihre Landfremdheit ist ihnen sozusagen an die Stirne geschrieben. Blatz- und Blütenwerk der Koffkastanien und Akazien stimmen in ihrer prunkenden „Aufmachung“ so gar nicht mit unseren heimischen Bäumen überein, und bei der Platane befremdet uns wieder der Stamm mit seiner ewig in großen Flecken sich abblätternen Rinde und obendrein die an Fäden hängenden Kugelflächen der Früchte, die auch im Winter im Gezweige hängen bleiben.

Die Koffkastanie (*Aesculus Hippocastanum L.*) ist zuerst von dem berühmten Botaniker Cluſius um 1570 in Wien gezogen worden; die Samen soll er aus Konstantinopel erhalten haben. Die Heimat des Baumes war lange unbekannt, bald sollte es Persien, bald Indien, bald sollten es die Himalajaländer sein, obwohl ihn niemand dort gefunden hatte, bis er endlich im Jahre 1851 wildwachsend im nördlichen Griechenland im Pindusgebirge entdeckt wurde; sein Vaterland lag also viel näher als man glaubte. Die Platane (*Platanus orientalis L.*, bei uns auch oft in der Spielart *Platanus acerifolia* vertreten, während die amerikanische Art *Platanus occidentalis L.* seltener angepflanzt wird) ist in breiter Zone von Italien bis zum Himalaja heimisch, nach Plinius allerdings aus dem Orient in Italien eingeführt, stand schon bei den Griechen und Römern als der schönste und köstliche Schatten spendende Baum in hohem Ansehen. In Griechenland wächst sie noch heute nach Art unserer Erben an jedem Bachlauf. Auf Kreta und Cypern wirft sie scheinbar ihre Blätter niemals ab, weil die härteren Bäume in wärmerer Lage im Winter das nachgetriebene Laub des Juli und August behalten und so immergrün erscheinen, wie Fraas auch an einer Platane am Marktplatz in Athen beobachtete. Die Akazie oder Robinie (*Robinia Pseudacacia L.*) wurde von Jean Robin (nach ihm der Gattungsname *Robinia*), dem Gärtner Heinrichs IV. und Ludwigs XIII. von Frankreich, im Jahre 1600 von Virginien nach Frankreich gebracht. Die von seinem Sohne 1635 im Jardin Royal in Paris angepflanzte Robinie soll heute noch in voller Kraft stehen.

Die Koffkastanie ist als Alleebaum und in Parks und geräumigen Gärten oder in der Nähe „herrschaftlicher“ Gebäude als Prunk- und Staatsbaum ganz besonders am Platze. Schon im Frühjahr fesselt der Anblick ihrer runden, braunen, wachsglänzenden Knospen, und von intimstem Meiz ist es, das allmähliche Hervorbrechen der gar zierlich und künstlich gefalteten zartgrünen, sieben-fingrigen Blätter zu beobachten, die alsbald nach dem Sprengen der Hülle darangehen, sich zu Schirmen zu ordnen, an deren Spitze die wie Kerzen aufrecht stehenden Blütenstände der Entfaltung zustreben. Wenn dann im Glanz der Maiensonne das starke Arm-leuchtergeäst der Bäume auf dem Grunde seines schweren, üppigen Laubschmuckes die blendendweißen Kerzen-Blütensträuße aufrichtet und sein eigen Bild in solcher Pracht im Teiche widerspiegelt, wo die stolzen weißen Schwäne ihre Kreise ziehen und der feine Wasserstaub des Hochstrahles in allen Regenbogenfarben spielt: da haben wir das Bild der Bäume in ihrem rechten Milieu und auf dem Gipfel ihrer Schönheit. Aber sie hinauszupflanzen in die freie Landschaft oder gar an den Wirtschaftsweg mitten in die Kiefernheide hinein, das ist ein Un Ding. Als Alleebaum beansprucht sie vor allem reichlichen Platz, denn sie ist starkwüchsig, ihre umfangreiche, dichte Krone erreicht Höhen und Durchmesser bis zu 25 Meter, und in ihrem Schatten kann auch nicht ein Gräslein gedeihen. Auch die Platane ist als Alleebaum nur in breitesten Straßenzügen am rechten Ort, darum gilt sie als Herrscherin ersten Ranges auf den Boulevards der Weltstädte. In ihrer Wuchskraft übertrifft sie alle anderen Alleebäume: Hunderte von Jahren steht sie kraftstrobend an ihrem Platze, sich jährlich neu verjüngend und immer größere Dimensionen beherrschend. In Griechenland finden sich noch jetzt Bäume, deren schon Pausanias gedenkt, die also an die 2000 Jahre alt sein müssen. Plinius spricht von einer Platane in Syrien, deren hohler Stamm 80 römische Fuß im Durchmesser hatte, so daß der Konsul Titinius Mufianus mit 21 Gästen eine Mahlzeit darin halten konnte. Das erinnert ja an die berühmten Mammutbäume Kaliforniens! Die gewaltigen, großkronigen alten Platanen mit ihrem dichten, freudig-grünen, unseren Ahornblättern sehr ähnlichen Laub spenden in der heißen Jahreszeit erquickenden Schatten. In deutscher Landschaft ist der Baum jedoch ganz entbehrlich. Unsere Spitz- und Bergahorn übertrifft ihn fast in jeder Beziehung, besonders der letztere in der malerischen Anordnung der Teilmassen in der Krone; sie übertrifft ihn im Schmud der gelben oder grünlichen Blüten-dolben und -trauben im Frühling, und wenn im Spätsommer ihre geflügelten Früchte schrägen Flugs durch die Luft schraubeln, so mutet uns das ungleich heimlicher an als die schwer beweglichen Wammelfügelchen der Platane. Die Akazie ist von den dreien der anspruchsloseste; ihr genügt schon der magerste Sandboden zum Gedeihen, obgleich Kulturland ihr besser befragt. In der Jugend wächst sie ziemlich rasch; je älter sie wird, desto „besinnlicher“ und schöner baut sie ihre Krone. Alte Bäume gewähren, besonders wenn sie mehrstämmig auftreten, einen prächtigen Anblick, der Kraft und Grazie vereinigt: Kraft in den robusten, mit rissiger Borke behafteten Stämmen und in dem oft an die Eiche erinnernden starken, zähen Geäst, Grazie in dem zierlich gesiederten Laub und den hängenden stardustenden Trauben ihrer Schmetterlingsblüten. Für Parks und größere Gärten ist sie gewiß eine große Zierde, und im Verein mit einem hellgelüchnten, luftigen Sommerhaus, das sie mit ihren lockeren, blütentrauben-geschmückten Laubpolstern überschirmt, gewährt sie ein Bild nur ihr eigener Schönheit! Wollte man sie aber draußen mit unseren Eichen, Buchen, Linden, Ahorn, Eschen und Ebereschen in Wettbewerb treten lassen, so würde es bei all ihrer Schönheit um ihre Wirkung alsbald geschehen sein.